

Forschungskolloquien des FSP Historische Kulturwissenschaften

Der Schwerpunkt Historische Kulturwissenschaften veranstaltet ein regelmäßiges interdisziplinäres Kolloquium. Drei- bis viermal pro Semester treffen sich die Mitglieder und weitere Interessierte zu Vorträgen interner und externer WissenschaftlerInnen, zur Diskussion von methodologischen und inhaltlichen Fragen und zur Vernetzung laufender Projekte. Die Vorträge werden zum Teil über die Homepage des FSP publiziert.

Prof. Dr. Achim Landwehr: Knick in der Optik. Überlegungen zum historischen Material

Vortrag vom 05.05.2010, Mainz

Einleitung

Lassen Sie mich so beginnen, wie Sie das von einem Historiker erwarten können, nämlich mit einer Geschichte – mit einer, wie ich unumwunden zugeben muss, völlig marginalen und auch gänzlich unspannenden Geschichte. Hier geschieht nichts Aufsehen Erregendes, ich führe Ihnen kein Drama vor, ich werde lediglich versuchen, Ihnen die Hintergründe eines Stück Papiers zu beschreiben, dass sie – um die Sache noch schlimmer zu machen – noch nicht einmal sehen können. (Leider haben familiäre Krankheitsfälle einen geplanten Archivbesuch vereitelt) Ich werde Sie also mit der langweiligen Beschreibung eines langweiligen Stück Papiers belästigen – unvoreilhaft kann man einen Vortrag kaum beginnen.

Besagtes Stück Papier stammt aus dem Jahr 1582 behandelt einen Grenzstreit zwischen den habsburgischen Territorien auf der einen Seite und der Republik Venedig auf der anderen Seite. Die Grenzauseinandersetzungen zogen sich vom 15. bis in das 18. Jahrhundert hin und konnte erst im späteren 18. Jahrhundert zu einer halbwegs zufrieden stellenden Lösung geführt werden. Mit den Details möchte ich Sie an dieser Stelle nicht weiter belästigen, stattdessen auf besagtes Stück Papier zu sprechen kommen.

Aus den ungeheuren Mengen an Akten, die im Zusammenhang dieses Grenzstreits produziert wurden, spricht immer wieder das Bemühen, dieses eigentlich fiktive Gebilde einer territorialen Grenze konkret werden zu lassen. Interessanterweise bediente man sich in frühneuzeitlichen Grenzauseinandersetzungen lange Zeit nicht vorrangig des Mediums der Landkarte, um einen Grenzverlauf zu verdeutlichen (auch wenn Karten und Zeichnungen zum Einsatz kamen). Stattdessen wurde während des 16. und auch noch bis weit in das 17. Jahrhundert vielfach versucht, Grenzen zu verbalisieren. Man beschrieb sie mit Worten und anderen Techniken, die durch die Schrift und das Papier zugelassen werden. Häufig operierte man beispielsweise mit Listen, in denen die Orte aufgeführt wurden, die der einen beziehungsweise anderen territorialen Seite zugehören sollten. Getrennt wurden solche Listen dann entweder durch Striche oder häufig auch durch Knick im Papier. Man faltete das Papier in der Mitte, und schrieb auf die eine Seite die venezianischen, auf die andere Seite die habsburgischen Orte.

Forschungsschwerpunkt
Historische Kulturwissenschaften

Christoph Brix
Kristina Müller-Bongard
Geschäftsstelle

Johannes Gutenberg-
Universität Mainz

Staudingerweg 9, Zi. 02-233
55099 Mainz

Tel. +49(0)6131-39 20484
Fax +49(0)6131-39 20489

hkw@uni-mainz.de

www.histkultwiss.uni-mainz.de

Um diesen Knick, den ich Ihnen eigentlich zeigen wollte, aber nun leider nicht zeigen kann, soll es mir im Folgenden gehen. Was ist dieser Knick? Was ist er im Verhältnis zur Wirklichkeit, die er bezeichnet? Ist er ein Hilfsmittel, ein Zeichen, die Grenze selbst, gar die Wirklichkeit? Wie nahe können wir der historischen Wirklichkeit dieser Grenze und der historischen Wirklichkeit überhaupt kommen? Haben wir die Wirklichkeit von Grenzen dann erfasst, wie es Lucien Febvre ausdrückte, „wenn jenseits einer Linie eine andere Welt beginnt“, wenn sich mit ihr „Gefühle, erregte Leidenschaften – und Haß“ verbinden? Sind Grenzen dann wirklich, wenn sie sich in Form von Grenzsteinen und Schlagbäumen materialisieren? Sind Grenzen vor allem kartographische Gebilde? Oder ist dieser triviale Knick in ein Stück Papier bereits die Grenze? Oder ist mit all diesen Fragen das Problem möglicherweise gänzlich falsch adressiert?

Ich würde dieses Quellenbeispiel gerne noch weiter entfalten (allein schon, weil das Verb „entfalten“ in diesem Zusammenhang so schön doppeldeutig ist), allein mir fehlen die Zeit – und das Anschauungsmaterial. Aber dieses kleine unsichtbare Exempel soll mir als Aufhänger dienen, um eine Frage zu erörtern, die mir für den gesamten Diskussionskontext der Kulturwissenschaften im Allgemeinen sowie der Kulturgeschichte im Besonderen nicht ganz unbedeutend zu sein scheint. Wenn es ein zentrales Credo der Kulturwissenschaften ist, dass sich Sinnzusammenhänge nicht als Abbildungen und auch nicht als Repräsentationen einer vorsprachlichen Wirklichkeit denken lassen, sondern dass diese Sinnzusammenhänge durch Differenzen und Relationen zustanden kommen, die zwischen einzelnen Elementen gebildet werden – mögen das nun Zeichen, Materialien oder was auch immer sein – dann lohnt es sich einmal mehr und immer wieder darüber nachzudenken, mit welchen Differenzen und Relationen die (Kultur-)Geschichte operiert. Wie also bilden wir im historischen Kontext Sinnzusammenhänge? Das soll die Frage sein, die heute über meinen Erörterungen schwebt. Ich möchte im Folgenden dieses marginale Beispiel nutzen, um etwas über den Wirklichkeitsbegriff der Geschichtswissenschaft zu lernen: Mit was für einer Wirklichkeit haben wir es zu tun? Oder angemessener formuliert: Wie haben wir es hier mit Wirklichkeit zu tun? Und welche Möglichkeiten gibt es, dieser Wirklichkeit in einem geschichtswissenschaftlichen Sinn habhaft zu werden?

Überblick über den Vortrag: Einleitung; 1. Wirklichkeit der Geschichte; 2. Transformation der Wirklichkeit; 3. Kulturtechniken: Geknickte Wirklichkeit; 4. Schluss: Die Optik der Geschichtswissenschaft

Wenn von der Frage nach der Wirklichkeit die Rede ist und von dem Problem, wie man auf gleichsam wundersame Weise diese Wirklichkeit in den Griff zu bekommt, dann mag in manchen akademischen Disziplinen die Befürchtung bestehen, dass sich vor lauter Zeichenhaftigkeit die Wirklichkeit verflüchtigt – die Geschichtswissenschaft scheint mir zu diesen Disziplinen allerdings nicht dazuzugehören. Ohne Frage wurde und wird auch in der Geschichtswissenschaft immer wieder über grundlegende erkenntnistheoretische Fragen diskutiert, allerdings, wie ich finde, mit einem seltsamen Effekt: Man zieht eine relativ klare Trennlinie zwischen geschichtstheoretischen Debatten auf der einen Seite und der täglichen empirischen Arbeit auf der anderen Seite. Ein Lehrstuhlinhaber brachte das mir gegenüber vor ein paar Jahren einmal treffend zum Ausdruck: Nachdem wir bei einem Wochenend-Workshop über drei Tage hinweg intensiv über aktuelle theoretische Strömungen (Luhmann, Foucault, Bourdieu, Derrida etc.) und deren Auswirkungen auf die Geschichtswissenschaft diskutiert hatten, kam er auf mich zu mit den Worten: Wissen Sie Herr Landwehr, das ist ja sehr interessant, aber eigentlich lese ich doch Quellen.

Zugegeben, ich überspitze hier zur Verdeutlichung meines Arguments. Aber allein wenn man sich nur für zwei Minuten diesen seltsamen Quellenbegriff näher besieht, werden Schwierigkeiten offenbar. In seiner metaphorischen Aufladung muss dieses Wort befremdlich wirken. Denn es evoziert den Eindruck, das Material, mit dem man es jeweils zu tun hat (in unserem Fall als der Knick in diesem Stück Papier), führe einen zu den Ursprüngen der Historie, mithin zum Eigentlichen der geschichtlichen Vergangenheit. Wahrscheinlich würden keine Historikerin und kein Historiker einen solchen Satz unterschreiben, würden alle von einem reflektierten Quellenbegriff sprechen. Trotzdem frage ich mich, warum man diese Metapher dann trotz seines problematischen Gehalts weiterhin verwendet? Warum spricht man beispielsweise nicht vom historischen Material, mit dem wir geschichtswissenschaftlich arbeiten?

Eine Unterscheidung zu treffen zwischen „Quelle“ und „historischem Material“ betrifft nicht nur die Nomenklatur, sondern bezeichnet einen Knick in der Optik geschichtswissenschaftlichen Arbeitens. Um es zugespitzt zu formulieren: „Quellen“ laden dazu ein, durch das Papier in die Vergangenheit zu blicken, „historisches Material“ fordert dazu auf, auf das Papier zu blicken.

Die Wirklichkeit der Geschichte

Dieses Material könnte und sollte wesentlich stärker zum Kreuzungspunkt eines chiasmatischen Verständnisses von historischer Wirklichkeit werden, als dies bisher der Fall ist. Mit der Formulierung der „Wirklichkeit der Geschichte“ lässt sich ein solcher Chiasmus zum Ausdruck bringen: Es soll sowohl um den Wirklichkeitsstatus der Vergangenheit gehen, mit dem wir uns als HistorikerInnen auseinandersetzen, wie auch um die Wirklichkeit, die wir als HistorikerInnen im Zuge dieser Auseinandersetzung überhaupt erst erzeugen. Beide Bereiche kreuzen sich ganz offensichtlich, ja, sind sogar untrennbar miteinander verwoben. Und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Der Gegenstand der Geschichtswissenschaft ist natürlich nicht die Vergangenheit (denn diese ist schließlich vergangen), sondern es ist das historische Material, das dieser Vergangenheit entstammt. Dieses Material wird nicht nur in der Gegenwart gelesen, sondern es wird auch durch und für die Gegenwart gelesen. Geschichtswissenschaft ist mithin keine Vergangenheits-, sondern im höchsten Maß eine Gegenwartswissenschaft, weil Vergangenheit nur als eine gegenwärtige Vergangenheit gegeben sein kann.

Daher muss zunächst einmal, wenn wir von historischer Wirklichkeit sprechen, die Dichotomisierung von Vergangenheit und Gegenwart aufgegeben werden. Mit dem österreichischen Philosophen Josef Mitterer möchte ich auch für den geschichtswissenschaftlichen Kontext gegen eine Dualisierung bei der Behandlung von Wirklichkeit argumentieren. Laut Mitterer ist eine immer mitlaufende Voraussetzung bei der Thematisierung von Wirklichkeit die grundsätzliche Unterscheidung zwischen der Welt und unserem Wissen von der Welt, zwischen der Sprache und den Gegenständen, über die wir sprechen. Diese Unterscheidung manifestiert sich beispielsweise in solchen Fragen, ob die Sprache die Welt abbildet oder ob und wie das Subjekt via Erkenntnis einen Zugang zur Welt erlangen kann. Als Konsequenz aus dieser Dichotomisierung ergibt sich, dass zwar in Frage steht, wie die Beziehung zwischen Sprache und Realität zu verstehen sei, nicht aber, dass es eine Unterscheidung zwischen Sprache und Realität gibt.

Mitterers Gegenvorschlag ist, dass das Objekt einer Beschreibung und die Beschreibung eines Objekts eine Einheit bilden. Das Objekt ist dann nicht mehr sprach- und beschreibungsverschieden, sondern Teil der Beschreibung, die bereits ausgeführt worden ist. Mit anderen Worten: Die Wirklichkeit der Geschichte kann nicht mehr getrennt werden von der Geschichtsschreibung dieser Wirklichkeit.

Nun liegt natürlich der Einwand nahe, dass eine solche Vorgehensweise nur alte Probleme wiederhole, denn wird damit nicht ein weiteres Mal behauptet, dass die Wirklichkeit sprachlich konstruiert sei? Aber genau das ist gar nicht mehr das Problem der nicht-dualisierenden Redeweise, für die Mitterer einsteht. Es geht überhaupt nicht um die Frage, ob ein Gegenstand, der beschrieben wird, schon vor der Beschreibung physisch existiert. Daran ist überhaupt nicht zu zweifeln. Es geht vielmehr um die grundlegende Feststellung, dass Beschreibung und Objekt der Beschreibung nicht zu trennen sind. Wenn also ein Objekt nicht beschrieben wird, steht es uns nicht zur Verfügung, ist es nicht Teil unserer Wirklichkeit und ist – bis zu seiner Beschreibung – nicht existent.

Wirklichkeit ist demnach nicht eine Ansammlung von Dingen „dort draußen“ oder – im Falle der historischen Wirklichkeit – eine Ansammlung der einstigen Dinge, die es mit unseren schwächlichen Mitteln der Sprache möglichst adäquat zu erfassen gilt, sondern Wirklichkeit ist der letzte Stand der Dinge. Wirklichkeit ist der gegenwärtig erreichte Status der Diskurspositionen und der aktuellen Beschreibungen, die noch nicht verändert werden können.

Dieser Gedankengang hat ganz erhebliche Konsequenzen allgemeiner Art, und zwar auf das verwendete Begriffsinstrumentarium. Es fällt nicht nur die Dichotomie zwischen Wirklichkeit und Beschreibung, sondern es werden auch andere Dualismen obsolet. Denn wenn die Beschreibung vom Objekt der Beschreibung nicht mehr zu trennen ist, dann braucht es beispielsweise keinen Repräsentationsbegriff mehr, der weiterhin so tut, als handle es sich bei der Repräsentation um eine Membran, die sich zwischen Subjekt und Wirklichkeit schiebt. Und ebenso ergeht es der zuweilen gemachten Unterscheidung zwischen Realität und Wirklichkeit, wonach die Realität in etymologischer Anlehnung an die lateinischen *res* das schlechthin Gegebene ist, also die Außenwelt in ihrer ‚nackten Faktizität‘, während die Wirklichkeit – ebenfalls etymologisch – das Ergebnis menschlichen Wirkens darstellt. Durch eine solche Trennung werden die sachlich-gegenständlichen *res* zu Kulissen degradiert, vor denen sich dann die überlegene menschliche Produktivität entfalten kann. Auch hier wird wieder eine ontologische Kluft vorausgesetzt, die mit einem schmalen erkenntnistheoretischen Steg überbrückt werden soll – anstatt die Einheit von Beschreibung und Wirklichkeit zu akzeptieren.

Weiterhin hat dieser Gedankengang ganz erhebliche geschichtswissenschaftliche Konsequenzen. Denn dadurch eröffnet sich ein anderer Blick auf die historisch jeweils kontingenten Formen der Beschreibung von Welt sowie auf die zentrale kulturhistorische Frage nach Formen der Sinngebung durch Beschreibungen. Und dieser Gedankengang müsste die Geschichtswissenschaft eigentlich wesentlich stärker in das Zentrum aktueller Debatten um den Status von Wirklichkeit rücken – allerdings hat man nicht den Eindruck, dass sich die Geschichtswissenschaft dorthin rücken lassen möchte (mit der gewichtigen Ausnahme der Wissenschaftsgeschichte!). Wenn die generelle erkenntnistheoretische Frage zwar nicht gelöst, aber ausdiskutiert ist, und ein Konsens über die Unverfügbarkeit des „Dort Draußen“ vorausgesetzt werden kann, dann drängt sich die Frage nach dem „Wie“ dieser Wirklichkeit auf. Wenn wir es mit Techniken, Praktiken, Beschreibungen und so weiter als nicht ablösbaren Bestandteilen der Wirklichkeit zu tun haben, dann schließe nun eigentlich – neben anderen – die Stunde der HistorikerInnen, sich auf eben diese Beschreibungen intensiv einzulassen. *Nota bene*: Nicht das Beschriebene, die Beschreibungen rücken damit in den Mittelpunkt. Es geht in historischer Perspektive nicht mehr darum, dass Wirklichkeit ist, sondern es geht darum, wie Menschen Wirklichkeit haben.

Die Transformation der Wirklichkeit

Die Frage ist also nicht nur, ob und wie wir auf die Wirklichkeit bezeichnen können, sondern lautet viel eher, wie sehr man die Wirklichkeit bearbeiten muss, damit sie bezeichnet werden kann. Um sich diese Frage ganz plastisch vor Augen zu führen, lohnt sich der ganz hervorragende Beitrag von Bruno Latour über die Arbeit von Pedologen (Bodenkundlern) im brasilianischen Urwald. Es handelt sich um eine recht unspektakuläre Forschungsarbeit: Latour begleitet, wie gesagt, eine Gruppe von Bodenkundlern in den brasilianischen Urwald, um herauszufinden, wie sie arbeiten, wie sie Wirklichkeit in wissenschaftliche Wirklichkeit transformieren. Mittels einer detaillierten Beschreibung der Arbeitsschritte kann er auf beeindruckende Weise zeigen, wie ein Stück Erdoberfläche in einen wissenschaftlichen Aufsatz transformiert wird. Das Wichtige dabei ist: Die Wirklichkeit des brasilianischen Urwaldbodens geht dabei niemals verloren, sie bleibt immer anwesend, wenn auch immer in veränderter Form. Die Bezüge, die nach Latour zwischen den Dingen und den Zeichen bestehen, lassen sich daher nicht in Form einer Korrespondenz fassen, sondern als eine mehr oder weniger komplexe Kette von Transformationen (Latour spricht von zirkulierender Referenz). Hierbei kommt eine Vielzahl von Techniken zum Einsatz, um diese Transformationen zu bewerkstelligen, seien es Verschriftlichungen, bildgebende Verfahren, Kategorisierungen, und so weiter, und so fort.

Jeder Blick auf eine Landkarte kann deutlich machen, was mit diesen Transformationen gemeint ist: Man befindet sich inmitten eines Raumes, in dem man gänzlich verloren wäre, würde einem dieser Raum nicht in Form einer zweidimensionalen, farbigen Abbildung zuhanden sein. Dank dieses bunten Stück Papiers verhindert man aber nicht nur, den Weg zu verlieren, sondern man wird dem überlegen, was einen eigentlich überragt. Diesem Effekt vorausgegangen ist jedoch

eine Unzahl von Arbeitsschritten, von Vermessungen und Triangulationen, von Konstruktionen von Satelliten, von kartographischen Produktionen etc. Jeder dieser Transformationsschritte, der eine bestimmte Materie in eine andere Form überführt, ist mit einem Bruch verbunden, der durch keinerlei Ähnlichkeit überbrückt werden kann. So können sich Transformationsketten bilden, die Verbindungen zwischen Wirklichkeit und Sprache herstellen – und zwar in beide Richtungen.

Können wir also die Wirklichkeit in den Griff bekommen? Zeigen uns die „Quellen“, zeigt uns das historische Material die vergangene Wirklichkeit? Zeigt uns der Knick in diesem Stück Papier die Grenze an? Ja und nein. Denn ebenso wie derjenige, der eine Landkarte betrachtet, nicht davon ausgeht, dass er damit auch „wirklich“ das abgebildete Stück Land in den Händen hält, so ist der Knick auch nicht „wirklich“ die Grenze. Aber es ist auch nicht das Gegenteil (was immer das Gegenteil von Wirklichkeit sein mag), es ist keine Fiktion, keine Lüge, keine Phantasie, wie der Praxistest beweist: Mit der Landkarte findet man seinen Weg, und der Knick trennt tatsächlich Orte voneinander und weist sie verschiedenen politischen Territorien zu.

Was demnach gelingen kann, und zwar auch geschichtswissenschaftlich gelingen kann, ist die Herstellung von Bezügen zwischen uns und der nicht mehr existierenden Vergangenheit. Was selbstverständlich nicht gelingen kann, ist die Rekonstruktion dieser Vergangenheit, oder – um eine noch viel fahrlässiger Formulierung zu verwenden, die aber offensichtlich nicht auszumerzen ist – was nicht gelingen kann, ist das „Sich-Hineinversetzen in die Vergangenheit“. Was geschichtstheoretisch demnach von großer Bedeutung ist und empirisch der intensiveren Thematisierung bedarf, sind die Arten und Weisen der Transformation von Vergangenheit in Geschichte. Geschichtstheoretisch gilt es immer wieder zu reflektieren, wie im Rahmen der Geschichtsschreibung solche Transformationen bewerkstelligt werden, in der empirischen Arbeit gilt es noch wesentlich stärker Themen in den Mittelpunkt zu rücken, die ebensolche Transformationsleistungen zum Inhalt haben: Mittels welcher Techniken wurde in der Vergangenheit Wirklichkeit produziert?

Kulturtechniken: Geknickte Wirklichkeit

Der Blick auf diesen schlichten Knick in diesem schlichten Stück Papier kann einem also in einem durchaus wörtlichen Sinn die Argumentation Bruno Latours für das Zusammenspiel von Menschen und den von ihm so genannten „nicht-menschlichen Wesen“ vor Augen führen. Bekanntermaßen ist es für Latour wichtig, den faktoriellen Aspekt der „nicht-menschlichen Wesen“ herauszustellen, also den Anteil den Atommeiler, Radiergummis, Ozonlöcher oder Papierknick an historischen Vorgängen haben. Die Menschheit besitzt zwar eine Unzahl von Mythen, Erzählungen und Theorien, in denen das Subjekt das Objekt konstruiert. Die andere Seite der Geschichte wird jedoch nie erzählt, nämlich wie das Objekt das Subjekt erschafft. In diesem Sinne könnte man versuchen, die Geschichte dieses Knicks zu erzählen, und sich die Frage stellen, wie er die Gesellschaft, in die er „hineingeknickt“ wurde, verändert hat. Es mag etwas dramatisierend klingen, aber die Welt war nicht mehr die gleiche, nachdem dieser Knick angefertigt worden war. Es geht also um die Frage, wie wirklichkeitsproduzierende Verbindungen hergestellt werden zwischen Gesellschaft und Natur, zwischen Mensch und Welt oder zwischen Gegenwart und Vergangenheit.

Damit rücken spezifische Medien- und Kulturtechniken in den Mittelpunkt. Und mit dem Stichwort der Kulturtechnik bin ich dann auch bei der Lösung angelangt, die ich hier zu präsentieren gedenke. Wenn ich von Kulturtechniken spreche, dann in dem Sinn, dass damit eine Mischung aus theoretischen Überlegungen und gleichzeitigen empirischen Umsetzungen indiziert sein soll. Das theoretische Element, das in den Kulturtechniken steckt, hat vornehmlich die Form der kontingenten Relationierungen zum Inhalt, die zwischen einzelnen Elementen der Wirklichkeit hergestellt werden, um sie zu einer jeweils sinnvollen Wirklichkeit zu machen. Damit wäre gewissermaßen das Wort „Kultur“ in dem Kompositum „Kulturtechnik“ bezeichnet. Das empirische Element ergibt sich aus dem zweiten Bestandteil des Kompositums, aus der „Technik“. Auch hier haben wir es mit keineswegs zufälligen, aber eben auch nicht mit teleologisch notwendigen, sondern mit kontingenten

Apparaturen, Begriffen, Denkmodellen, Materialitäten und so weiter und so fort zu tun, die bestimmte Relationierungen ermöglichen beziehungsweise die als Ergebnis bestimmter Relationierungen anzusehen sind.

Es sind diese Kulturtechniken, die neben der unendlichen Vielzahl an Handlungen die Möglichkeit für einen empirisch fundierten Einstieg in die Untersuchung historischer Wirklichkeiten geben. Denn Wirklichkeiten werden erst wirksam, wenn Techniken zur Verfügung stehen, die Formen von Bezugnahmen ermöglichen und damit auf gesellschaftlich verbindliche Weise konkrete Setzungen erlauben. Kulturtechniken lassen sich in dieser Weise fassen, weil ihnen immer eine soziale und politische Dimension eigen ist, insofern sie Optionen eröffnen, schematisieren und verschließen, nämlich Optionen der Bezugnahme.

Kulturtechniken zu thematisieren, erscheint nicht nur deswegen bedeutsam und lohnenswert, weil sie einen empirischen Einstieg in die Untersuchung historischer Wirklichkeiten erlauben, sondern auch weil ihnen in der theoretischen Modellierung ein hoher Stellenwert zukommt. Denn Vorgänge wie Wahrnehmung, Beobachtung, Beschreibung, Benennung, Kausalisierung, Hierarchisierung etc. sind gewissermaßen blinde Flecken unserer Wirklichkeitskonstruktion, da wir geneigt sind, zu übersehen, dass wir ausschließlich mit ihrer Hilfe überhaupt etwas sehen und wissen können. Historische Wirklichkeiten und ihre Entstehungsweisen zu thematisieren bedeutet mithin, die reibungslose Ausführung dieser blinden Flecken zu unterbrechen, um zu zeigen, dass und wie es Gegenstände nur durch Bezugnahme von Bewusstsein, Objekte nur mittels Beschreibungen und Benennungen, Bewertungen nur mittels Hierarchisierungen oder Folgerungen nur mittels Kausalitäten gibt.

Lassen Sie mich in aller Kürze auf einige Kulturtechniken eingehen, mit denen im Fall unseres Knicks im Papier Transformationen von Wirklichkeit vorgenommen wurden und werden. Auf drei Aspekte möchte ich kurz eingehen, auf das Papier, das Protokoll und das Archiv.

Bekanntermaßen kann es auch geschichtswissenschaftlich nicht mehr genügen, Materialität schlicht als das zu fassen, was sich als spezifische Festigkeit oder Widerständigkeit der Gegenstände präsentiert. Denn auf diese Weise wird Materialität mit Objektivität und Passivität gleich gesetzt und zu einer bloßen Kulisse menschlicher Aktivität reduziert. Tatsächlich aber sind Subjekte nicht nur damit beschäftigt, Objekte in ihrer Materialität hervorzubringen und zu bearbeiten, sondern den Objekten selbst kommen in ihrer Materialität ebenfalls wichtige faktorielle Eigenschaften zu. Insbesondere bei Beschreibungen historischer Art lohnt sich ein näherer Blick auf das Papier und die produktive Praxis des Schreibens.

Beginnen wir daher mit dem Papier. Mit Michel de Certeau erweist sich bereits das leere Blatt Papier als ein an sich zwar trivial anmutendes, aber bei genauerem Hinsehen sehr bemerkenswertes Stück Materialität. Denn die zu beschreibende Seite bildet einen eigenen Raum und grenzt sich als Produktionsort mit all seinen Möglichkeiten (und Unmöglichkeiten) gegenüber seiner Umwelt ab. Diesen Raum gilt es zu organisieren, indem darauf ein Text fabriziert wird. Sprachliche Versatzstücke oder auch andere zeichenhafte Formen (wie Knicke!) werden in diesem Raum nach klar festgelegten Regeln angeordnet. Durch diese fortschreitende und geregelte Aktivität wird auf der leeren Seite ein Artefakt einer anderen Welt erschaffen. Diese Welt ist nicht gegeben, sondern wird künstlich hergestellt, kann also auch nicht als Abbildung oder Widerspiegelung der Welt außerhalb des Blattes gelten, sondern erhebt berechtigten Anspruch auf die Dignität einer eigenen Existenzform. Wirklichkeit wird auf diesem Weg transformiert, und zwar in einer Art und Weise, die Papier und Wirklichkeit untrennbar aufeinander bezieht. Die Wirklichkeit wird aber nicht nur in die Papierform hinein geholt, sondern die Schrift soll ihrerseits auf die Wirklichkeit einwirken. Das Blatt Papier ist ein Durchgangsort, an dem eine Umformung stattfindet. Von außen Kommendes wird scheinbar passiv übernommen, während das vom Text Ausgehende produktiv wirksam sein will. Diese riesige Verarbeitungsmaschine der Schrift und des Papiers vereinnahmt, verarbeitet und verdaut auf diese Weise nicht nur permanent Wirklichkeit, sondern hat sich auch in die Lage versetzt, behaupten zu können, ‚die Wirklichkeit‘ zu sein.

Was das historische Material in seiner verschriftlichten und papiernen Form so überzeugend macht – insbesondere in der Form, in der es in das Archiv als der „Gedächtnis-Bank des Staates“ eingegangen ist – lässt sich mit dem Stichwort des

Protokollierens fassen. Denn das Protokoll, die Mitschrift, der Bericht und die zahllosen weiteren Formen von Verwaltungsschriftgut, die nun einmal die überwiegende Masse des Materials ausmachen, das sich in unseren Archiven vorfindet, profitiert von der Autorität der Kopräsenz, von der Aura des Authentischen. Diese präsentische Schriftform ermächtigt Protokolle, in Beziehung zu treten zu der amtlich anerkannten Wahrheit. Die jeweilige Handlung in ihrer staatlich und/oder juristisch legitimierten Form wird zur Wirklichkeitsgarantin des verschriftlichten Protokolls einer Handlung – und umgekehrt: als Verschriftlichung verbürgt das Protokoll die Wirklichkeit der vollzogenen Handlung. „Ein zu den Akten genommenes Protokoll beendet die Handlung zwar, aber sie bleibt noch als Handlung adressierbar und damit quasi aktuell und tatsächlich aktualisierbar, nämlich wiederverlesbar.“

.....
Diese präsentischen Effekte üben Protokolle auch und gerade über die zeitliche Distanz hinweg aus. Man kann sich nur schwerlich dem Sog entziehen, den Protokolle von vermeintlich wortwörtlich mitgeschriebenen Gerichtsverfahren oder Parlamentssitzungen ausüben, in denen sogar Gefühlregungen und Zwischenrufe Aufnahme finden. Ist man hier nicht dabei, bei „der Geschichte“? Natürlich nicht, denn im Protokoll wird eine spezifische Wahrheit über die Wirklichkeit angelegt. Der Schreibakt des Protokollierens ist ein performativer, Fakten produzierender Vorgang. Und damit wird der Gedankengang nahezu zwangsläufig zu der Spruchweisheit gelenkt: quod non est in actis, non est in mundo. Was dieses Sprichwort für den juristischen Kontext bedeutet, hat auch weitestgehend Relevanz für den geschichtswissenschaftlichen Zusammenhang gewonnen. Die doppelte Verneinung – nicht in den Akten und nicht in der Welt – muss positiv so gewendet werden, dass Wirklichkeit das ist, was in den Akten vorzufinden ist. Um aber diese Akten-Wirklichkeit zu entkräften, muss man beweisen können, dass Welt und Akten nicht übereinstimmen. Akten kehren die Beweislast also auf fatale Weise um, denn bekanntlich ist es unmöglich, die Nichtexistenz von etwas zu beweisen. Ursprünglich für den juristischen und administrativen Gebrauch produziert, negieren Akten jedes Außen. Die Welt der Verwaltung – so lehrt uns dieses Sprichwort – findet ausschließlich in den Akten statt. In dem Moment, in dem die Akten ihren aktuellen Wert für staatliche Institutionen verlieren, in das Archiv überführt werden und dort auf wundersame Weise zu historischen „Quellen“ mutieren, bewahren sie ihre spezifische Form der Wirklichkeitsproduktion. Sie verbleiben im Medium der Buchstäblichkeit, so dass nur noch geglaubt werden kann, was geschrieben steht.

.....
Wenn nur das wirklich ist, was in den Akten geschrieben steht, dann kann – in administrativer wie in historischer Perspektive – all das keinen Wirklichkeitsstatus beanspruchen, was dort niemals Eingang gefunden hat; und Wirklichkeiten können auch vernichtet werden, indem man sie aus den Akten tilgt. Der wichtigste Effekt der historischen Transformation der Wirklichkeit besteht darin, dass sie ihre eigene Geschichtlichkeit und Kontingenz im Nachhinein abschafft, indem alternative Wirklichkeitsentwürfe dem Vergessen anheimfallen. Geschichtswissenschaftlich hat die Forderung also immer noch Gültigkeit, einerseits eine Geschichte der Techniken der Wirklichkeitsproduktion zu schreiben, andererseits den verlorenen, weil niemals protokollierten Wirklichkeiten Raum zu geben. Die Invisibilisierung von historischer Kontingenz muss also revidiert werden.

Durch diese Vorgänge der Materialisierung, der Inskriptionen und der Protokollierung (die selbstverständlich nur eine exemplarische, keine erschöpfende Auflistung darstellen), wird das historische Material – so meine These – zu einem Schauplatz, der in ganz erheblicher Weise mit Evidenz aufgeladen ist. Das historische Material strahlt eine beeindruckende Aura aus, die sich sogar als körperliche Erfahrung fassen lässt.

Schluss: Die Optik der Geschichtswissenschaft

Lassen Sie mich zum Schluss kommen. Was ich mit meinem klitzekleinen Beispiel eines historischen Materialpartikels zeigen wollte, war, auf die diskursiven Zwänge hinzuweisen, die dieses Material auf uns ausübt. Wo ist hier die Wirklichkeit, oder genauer gefragt: Wo ist hier die Grenze? Am Ende bleibt nur noch dieser Knick übrig. Er ist die Wirklichkeit der Grenze, er ist die Materialisierung dieser Grenze, mit seiner Herstellung, die nur wenige Sekunden in Anspruch genommen haben dürfte,

wurde die Grenze wahr – und wir (oder genauer gesagt: ich) wiederhole diese Ver-Wirklichung, setze diese Objektivierung fort, indem ich diese Grenze als historische Grenze beschreibe.

Ob wir der historischen Wirklichkeit habhaft werden können? Aber selbstverständlich können wir das! Für mich stellt sich weniger die Frage, ob wir dieser Wirklichkeit habhaft werden können, sondern wie dies geschieht, welche Techniken also dabei zum Einsatz kommen. Denn dieses „Wie“ hat ganz erhebliche Auswirkungen auf die konkrete Wirklichkeit – oder besser gesagt: auf die konkreten Wirklichkeiten –, die dadurch erzeugt werden. Wie also werden Relationen etabliert und wie wird die Außenwelt mittels Transformationen lesbar, überblickbar, beherrschbar?

Konkretisieren lässt sich dieses Problem beispielsweise anhand der Frage, wem oder was man vertraut, wenn es um Aussagen und Feststellungen über die Wirklichkeit geht. Möglich ist das in Situationen, in denen (wie man so schön sagt) ‚der Spaß aufhört‘, in denen es also um wirklich ernsthafte Angelegenheiten geht wie das persönliche Eigentum oder gar um Leben und Tod: nämlich vor Gericht. Ein systematischer Blick auf die Frage, wer oder was vor Gericht als berechtigt erachtet wird, wahre Aussagen über die Wirklichkeit zu treffen, könnte zahlreiche Einblicke in die Konstitution dieser Wirklichkeit gewähren. Kann man sich beispielsweise auf Orakel oder andere Formen göttlicher Offenbarung berufen, spricht die Natur zu den Menschen oder lassen sich Träume als Beweise anführen, hat das Wort von Sterndeutern Gewicht oder gibt es heilige Texte, welche die unzweifelhafte Wahrheit sprechen – oder verlässt man sich bei Aussagen über die Wirklichkeit gar ausschließlich auf die individuelle Sinneswahrnehmung? Diese moderne, westliche Art und Weise, sich gänzlich auf die Evidenz der Sinne zu verlassen, auf den eigenen Augenschein oder auf das, was man mit eigenen Ohren gehört hat, stellt eine historisch recht junge Entwicklung dar. Und ist demnach auch nur eine Möglichkeit unter den juristischen Kulturtechniken zur Transformation von Wirklichkeit.

Bei der Frage nach diesen Techniken, nachdem dem „Wie“ hat die Geschichtswissenschaft gegenüber anderen Disziplinen eigentlich einen großen Vorteil: Um die Konstitution von Wirklichkeit verstehen zu können, muss man zwangsläufig historisch vorgehen. Wenn Wirklichkeit, um noch einmal Josef Mitterer geglückte Formulierung zu verwenden, der letzte Stand der Dinge ist, dann ist dieser Wirklichkeit die Historizität gewissermaßen ab Werk eingebaut. Es gibt keine Möglichkeit einer überzeitlichen Bestimmung von Wirklichkeit. Nur: Die Geschichtswissenschaft müsste auch gewillt sein, diesen Umstand für sich zu nutzen.

Das wirkliche Schlusswort kann das aber noch nicht gewesen sein, es fehlt noch eine selbstreflexive Volte: Denn würde ich diese Aussage von der Unhintergebarkeit der Historizität so stehen lassen, würde ich in eben die Falle tappen, vor der ich zuvor gewarnt habe. Denn dann gäbe es ja tatsächlich etwas, das sich als historisch Wirkliches und überzeitlich Geltendes greifen ließe, nämlich die Historizität. Das wirkt aber kaum überzeugend, denn schließlich verweist uns dieser Bedeutungsknoten der Historizität nur wieder auf eine andere diskursive Ebene, deren Kern darin besteht, dass auch die Geschichte als Erzählung von unserem So-Geworden-Sein einen Prozess der Ver-Wirklichung durchlaufen hat. Geschichte wird als etwas Selbstverständliches und nicht Hinterfragbares hingenommen – obwohl sie genau das nicht ist. Geschichte zu haben, ist bei weitem keine Notwendigkeit – so etwas zu vermuten, würde nur einen anderen Knick in der Optik offenbaren.